

[25]

Unter der Asche.

Roman von F. Hildekim.

Der Kutscher war sofort dorthin gelaufen, die Spritze zu holen, die Feuerglocke zu ziehen, und noch immer lag das Kloster, wo doch der junge Chemiker und verschiedene Bedienstete Gerner's wohnten, in todesähnlicher Ruhe; nur das Draußen der vom Nachtwinde angefachten Flamme und das Knistern und Krachen des Holzes wurde heftiger, der Himmel malte sich roth.

Da endlich die Feuerglocke! Das Dorf wurde wach, schon kamen von allen Seiten Leute gelaufen. Der Baron war als der erste mit seinem Gärtner und den Knechten zur Stelle. Schließen diese Leute denn alle wie Todte?

Mit Mühe brachte man endlich die in der That so fest schlafenden jungen Männer auf die Beine; die Spritze kam, eine andere schon von Twistel, bald darauf auch die aus den Nachbarhörsfern. Wasser genug war da, aber die Amtmännin von Lußgart hatte darin recht, die mancherlei feuergefährlichen Stoffe spotteten aller Lösversuche, das Feuer brannte mit solcher Gewalt, daß die Lohse weithin die ganze Gegend erhellte.

Man kam bald zu der Einsicht, daß man nur noch versuchen könne, das Weitergreifen des Feuers zu verhindern.

Am ersten in Gefahr war das Schloß, dann die Pfarrei und Husers Behausung.

Auf das Schloß stand der Wind.

Der Baron blieb die ganze Nacht zur Stelle. Es war mehr als wahrscheinlich, daß der Brand angelegt worden war. Wer hatte es gethan? Die Leute aus dem Dorfe zeigten sich unlustig zum Hörsen. „Laßt den alten Kasten brennen, uns geschieht kein Schaden damit!“ hieß es hier und dort leise.

Als der Tag hell herausgezogen war, standen von dem Kloster nur noch zwei Seiten, wenn auch beschädigt, so doch nicht ausgebrannt, wie die beiden anderen des Vierecks.

Von diesen waren nur noch die nackten Mauern vorhanden und auch diese arg zerstückt; es war jener Flügel, in welchem die Nonnenzellen lagen und in welchem die Lußgarts gewohnt hatten.

Der Baron wollte eben ermüdet nachhause gehen, als er plötzlich unter den zuschauenden Weibern die Amtmännin gewahrte. Sie hatte sich in ein dunkles Tuch gewickelt, wie es die Frauen der niederen Stände dort zu thun pflegen, und über den Kopf ein schwarzes Seidentuch geschlagen.

Auf das Unangenehme berührt, war er zurückgewichen, und doch, immer wieder die altgewohnte Theilnahme fühlend, trat er jetzt an sie heran und bot ihr den Arm.

„Welcher Leichtsinns, verehrte Freundin! Wie dürfen Sie wagen, bei solcher Morgentühle draußen zu sein?“ schalt er sie in seiner gutherzigen Art, obgleich hörbar gereizt.

„O, ich war fast die ganze Nacht dort. Ich dachte, es würde etwas passiren; etwas, wobei ich sein müßte. Aber nun werden Sie doch nicht mehr leugnen wollen, Taura?“ sagte sie in ganz anderem Tone als sonst.

„Was denn leugnen?“ fragte er, von ihrer großen Ruhe überrascht.

„Nun, daß Gerner selbst der Brandstifter ist. Was hätte er auch sonst spät abends mit seiner Leuchte im Kloster zu thun?“

Der Baron zuckte die Achseln und sagte nichts.

„Na! Sie sollten doch Mühe haben, bei mir Wahnsinn konstatiren zu lassen, mein lieber Freund,“ errieth sie seine Gedanken, und als er ganz betroffen und beschämt aussah, lachte sie in fast heiterem Spott: „Ja, ja, die Alte Lußgart ist durchaus nicht verrückt. Sie sollen es erleben. Ich bin auch jetzt ganz, ganz ruhig. Das Strafgericht beginnt schon, und nun ich das nur sehe, habe ich Geduld.“

Dabei hinkte sie mühsam an seinem Arme dem Schlosse zu. „Ihre Frau giebt mir gewiß eine Tasse Kaffee? Ich stehe da seit Stunden und bin ganz lahm. Aber vergnügt, Taura,

vergnügt! Nicht wahr, er kommt doch durch, er wird doch nicht sterben, Taura?“

„Nein, ich hoffe nicht,“ sagte der Baron, verwundert über diese Frage, aber sofort verstehend, was sie meinte.

„Hoffentlich? Nein, er darf nicht sterben! Er wird es auch nicht! Jetzt geht ein Akt nach dem andern über die Bühne; dies ist der erste; es dauerte nur so lange, bis das Schauspiel anging. Dreißig Jahre! Dreißig Jahre!“

Und dabei war sie wie ausgewechselt. Nichts mehr von dem Fanatismus, von dem Glühen der Augen, dem Zucken der Miene.

Der Baron mußte sie mit hinein nehmen, so ungern er es seiner Damen wegen that.

Richtig sprangen diese auch unverkennbar erschrocken auf, als er mit seiner Begleiterin in das sonnige Frühstückszimmer trat.

„Nur eine Tasse Kaffee, Baronin, vergeihen Sie den unbescheidenen Ueberfall, ich würde Ihnen sehr dankbar sein.“

Selbst ihre Stimme war anders. Sie lächelte beinahe, und es war ein so gewinnender Ausdruck von Bescheidenheit in ihren sonst so unheildrohenden Zügen.

Alix und Adriana nahmen ihr die Tücher ab und führten sie zum Sopha, beide ganz starr vor Staunen über die unerklärliche Veränderung, die mit der alten Frau sich vollzogen hatte.

Alix schob ihr ein Bänkchen unter die Füße, ein weiches Kissen in den Rücken, sie überließ Adriana das Reden; es wäre ihr unmöglich gewesen in der chaotischen Verwirrung ihres Herzens, auch nur ein einziges passendes Wort, nur die kleinste Redensart zu finden. Damit kam auch die unbefangene Hausfrau besser zustande.

Plötzlich nahm Frau von Lußgart, als Alix sich eben für sie bückte, den Kopf des jungen Mädchens zwischen ihre mageren Hände und küßte sie auf die Stirn, so herzlich und liebevoll wie eine echte Mutter: „Alix, ich bin so glücklich, daß er heimkehrt. Und er ist gut geliebt, die Leute lieben ihn! Ach, das Glück kehrt uns endlich zurück.“

Wie hätte Alix der Frau eine Silbe sagen können, diese erste Glücksnachricht zu trüben? Sie beugte sich zitternd auf diese zitternden Hände und küßte sie, nur eine Höflichkeitserform erfüllend! Ihr Herz fühlte wenig mehr dabei, als eine gewisse Freude, daß Leo's Heimkehr der Mutter den so langentbehrten Frieden brachte.

Dieselbe sprach kein Wort von Gerner, keines, was an ihre haßerfüllte Exaltation gegen ihn gemahnte.

Vom Feuer sogar wurde wenig gesprochen, auch auf ihren Antrieb, denn sie leitete die Unterhaltung und in derselben machte sie den beiden Damen und Taura selbst den Eindruck, als sei sie lange fort gewesen und kehre jetzt eben zurück.

Sie sah voll Interesse im Zimmer umher, bemerkte alles Neue, ließ sich später umherführen, lobte und freute sich und war so ganz eine andere, daß Adriana sich für sie erwärmte und sie mit wahren Vergnügen festhielt. Auch Alix konnte sich nicht gegen diese ganz neue Wendung verschließen. „So ist sie gewiß vor dem Unglück gewesen,“ dachte sie.

Und wenn die Furcht und die Verurtheilung der schonungslosen Rachsucht sie der Mutter Leo's entfremdet hatten, jetzt kehrte das tiefe Erbarmen mit derselben sofort wieder in ihr Herz zurück.

Nur einmal kam die alte Frau auf ihr Unglück zu reden, das war, als Adriana von Taura sprach. Da nahm sie die Hand derselben und sagte mit dem alten zitternden Eifer:

„Sie Glückliche! Sehen Sie, so liebte auch ich meinen Mann. Ja, die Hand des Allmächtigen hat schwer auf mir gelegen, sehr schwer. Es ging mir, wie es im Psalm heißt: 'Meine Thränen waren meine Speise Tag und Nacht.' Aber

bei Gott ist Gerechtigkeit und Gericht, ich weiß es jetzt, und mein Herz ist ruhig, voll Hoffnung und Geduld."

Endlich nach zwei Stunden nahm sie Abschied, Aliz sollte sie begleiten; daß dieselbe alles andere lieber gethan, ahnte Frau von Fußgart nicht. Auf ihren Arm gestützt, ging sie am Fluß entlang der Mühle zu.

Die ganze Luft war voll Brandgeruch, der wie eine Entweihung auf dem schönen Frühlingstage lag.

Sie merkte nichts davon, oder war es ihr ein Wohlgeruch? Nach der Brandstätte sah sie kaum noch. Dagegen freute sie sich an dem neuen Grün, am blauen Himmel und der warmen Sonne.

"O, Aliz, wie schön ist es heute! Freust du dich auch, daß Leo heimkehrt?" sagte sie, vor der Mühle angekommen, und in den alten, kummerfatten Augen lag eine so bange Sehnsucht nach Freude, daß Aliz um der Schätze Welt willen ihr keinen der milden Gedanken geraubt hätte.

"Ich freue mich seines Glückes sehr," sagte sie leise. Allein ging sie dann heim und direkt zu Annita. Man hatte schon früher im Schloß erfahren, daß Gerner von dem ganzen Tumult der Nacht nichts gehört hatte; er lag bewußtlos, man hoffte aber, ihn zu retten.

Annita empfing Aliz mit heißen Thränen; heute hielt die gestrige Fassung, die eben nur Schreck und Erstarrung war, nicht mehr vor. Auch Klara kam, da eben die Aerzte bei Gerner waren.

"Bitten Sie sie, daß sie bei mir bleibt, Baronesse, immer, immer! O, ich bin so allein, so allein, und der Papa war es auch, und wir fühlten es beide und wagten nur nicht, es einander zu gestehen," sagte Annita.

Es schien Aliz, als ob Annitas Worte Klara wie ein Vorwurf drückten. Sie mußte es wohl hart empfinden, von Gerner's Kind zu hören, wie einjam beide sich gefühlt hatten, um sich zu sagen wie freundlich sie ihnen manche Stunde hätte gestalten können, wenn nicht in ihr die Kleinlichkeit den Sieg über das richtige Gefühl davongetragen hätte.

"Ich bleibe hier, wenigstens einweilen," sagte Klara und erzählte dann genauer den Befund der Aerzte, und daß der Weiserlich nur um sehr Weniges mehr seitwärts hätte gehen müssen, um Gerner rettungslos zu tödten. Jetzt war Hoffnung, und das Herz der Tochter öffnete sich derselben mit der ganzen Kraft der Jugend, wie sie sich auch an Klara anschloß. Das lang zurückgedrängte Liebesbedürfnis, dem Annita Aliz gegenüber unwillkürlich Zurückhaltung auferlegt, weil ihr Vater ihr gesagt hatte, man schulde den Taurus solche um so mehr, als sie die nächsten Freunde der Fußgarts seien, wendete sich der älteren Klara zu, welche in der That das seit gestern abend völlig steuerlose Hauswesen Gerner's unter ihre wohlthunende Obhut genommen hatte. Denn Mary saß schreiend und weinend auf ihrer Kammer, keine Seele wußte, warum, und Hannes, der Enkel des Vater Husjer — was letzterer mit Witsis Mary zornig diesen Morgen zu flüstern gehabt, begriff auch niemand — hatte sich vergebens bemüht, sie zu trösten.

Auch Aliz fand keine Aufklärung darüber, als der Alte ihr auf dem Rückwege nachhause begegnete und, sehr verdüstert ansiehend, ihr geheimnißvoll sagte:

"Gnädig Frölen, 's kann einer noch so ein großer Efel sein, die Weiber machen ihn zu einem noch größeren. Und der beste Mann kann nichts gegen ein ganz miserables Frauenzimmer, wenn's auch braun wie Kaffee ist!"

Auf Erklärungen dieser orakelhaften Aeußerung ließ sich Vater Husjer nicht ein, er zog gewaltigen Dampf aus seiner mit schrecklichem Tabak gefüllten kurzen Pfeife und kratzte sich den Kopf wie in heller Verzweiflung.

Des andern Tages ließ sich der Alte beim Herrn Baron melden.

"Ich weiß schon, Husjer, was Sie wollen, aber lassen Sie's nur gut sein, wo kein Kläger ist, da braucht's auch keinen Richter, wir wollen die Sache ruhen lassen!" rief ihm Laura entgegen.

Husjer hatte seinen „Sonntagnachmittagsausgebrock“ an und ein außerordentlich kriegerisches Ansehen, würdevoll, entschlossen, aber trotzdem traurig.

"Halten zu Gnaden, Herr Baron, Strafe muß sein! Wenn einer ein Efel gewesen ist, so hilft ihm das nicht, daß es feiner weiß und daß natürlich die Weiber daran schuld sind, dann muß er's eben büßen, und das will der alte Husjer."

"Die Weiber schuld? Husjer?"

"Na, werd' ich denn, mit Erlaubniß, aus eigenem Antrieb ein solcher Efel sein? Davor kennen mich der Herr Baron doch!" unterbrach hitzig der Alte seinen gnädigen Herrn.

"Aber Husjer! Wer in aller Welt?"

"Die Witsis, die Mary, Herr Baron! Solch eine ver wünschte und verwetterte Eva, und ich alter Adam."

Der Baron sah wortlos auf den ergrimten Alten, der sich das Käppchen vom Kopfe riß, sein rostiger Cylinder lag draußen vor der Thüre, und sich damit Luft zusüchtete.

"Ja, hab ich's nicht immer gesagt, gnädiger Herr, ich kenne sie, o, ich kenne diese Weibsbilder! Mein Glaube, Herr Baron, will sich nicht darin scheiden, daß der liebe Gott die Eva selber gemacht hat; die hat Beelzebub dem Herrgott nachgeäfft, und so haben wir die Ehitane auszuhalten. Und ich alter siebzigjähriger Narr lasse mir da noch schön thun von der Witsis und falle in die Verjuchung!" Wieder trauete sich der alte Mann in aufrichtiger Verzweiflung den Kopf.

"Na, da hört denn aber doch alles und noch einiges auf!" lachte der Baron.

"Das sagen der gnädige Herr nur! Das sagen Sie nur! Und diese kaffeefarbige Heze mit ihren glühen Augen! Bei Gott, Herr Baron, die Sorte stellt man sich, eh' man sie kennt, viel schlimmer vor!" fiel Husjer in seine vertraulichen Mittheilungen zurück.

"Husjer, Husjer! Und was sagt dazu Ihre Spitze?"

"Ja, werd' ich's der aufbinden? Das fehlte mir noch! Dann dürft' ich ja meiner Tage das Maul nicht mehr aufthun. Und wozu ist der Mann des Weibes Haupt? Nein, Ordnung muß sein, und dafür ist man ein Mann, daß man die Schwachheit und Unvernunft des Weibes in die Reihe bringe."

"Und das haben Sie gethan?" lachte der Baron.

"O, du mein grundgütiger Heiland, das ist's ja gerade, meine eigene Schwachheit ist mir über die Perrücke gewachsen, und ich lasse mich bethören von dem Teufelskind, und sie trinkt mir noch zu, just als wär sie weiß geboren! Na — und bin ich's gewohnt? Bin ich ein Sausbold? Der Herr Baron weiß es, daß der alte Husjer ein ehrlicher, solider Kerl ist, aber solche nimmt der Kuckuck am liebsten beim Schopfe! Und so ist's gekommen, Herr Baron, ich war das starke Getränk nicht gewohnt, was mir Witsis da aufgeschmeißelt hat, und — so — so hab' ich — es ist nicht oft vorgekommen in meiner langen Carrière, Herr Baron, ich kann Ihnen mein Ehrenwort darauf geben! Keine gehmal! — so hab ich geschlafen und bin nicht mehr werth, daß ich den Vertrauensposten —"

Der Alte sprach sich selbst in die Nüßung — jetzt wischte er sich die Thränen mit der umgekehrten Hand aus den Augen.

(Fortf. folgt.)

Die Glücksblume.

Von A. Trinius. Fuß u. Hand, ist nicht so schön

(Schluß.)

Die Sonne stand schon tief über dem Berge, als Lore sich zum Heimweg rüstete. Diesmal suchte sie nicht die Dorfstraße auf, sondern schlug einen zwiischen Gärten entlang laufenden Pfad ein, der am Gottesacker ausmündete. Hier schritt sie an der Lammhecke hin. Sie ging langsam und ihre Blicke liefen über die Reihen der Gräber. Die Sonne funkelte in den Kreuzen und Metalltafeln, huschte über die betenden Englein, Urnen und mit Eichen und Immergrün überwucherten Steinplatten und spielte wie mit glitzernden Nadeln durch die geneigten Laubkronen der Trauer-eichen und dunkel aufragenden Cypressen.

Oben am Gottesacker, nur wenige Hügel vom Baum, sah sie den Todengräber in einer bereits halb ausgekauften Grube stehen. Sie wußte, daß man hier oben in der Erde diejenigen der Erde zurückgab, welche freiwillig aus dem Leben geschieden waren. Unwillkürlich blieb Lore stehen und schaute ein paar Minuten der traurigen Arbeit des alten Mannes zu. Nun hielt dieser inne, wuschte sich aufathmend den Schweiß von der Stirn und lehnte sich auf den Handgriff der Schaufel. Als er Lore erblickte, nickte er grüßend.

"Für wen ist das Grab?" fragte jetzt die draußen Stehende.

„Da soll morgen die blonde Bärbel hinein,“ antwortete der Todtengräber, „wir zogen sie gestern früh aus dem Reich am Dorfe.“

„Die hübsche Bärbel? Das ist traurig!“

„Ja, 's ist eine traurige Geschichte. Sie war wirklich 'mal die hübscheste von allen Mädchen hier und trotz aller Armut that sie sich wie eine Prinzessin. Keiner der Burichen hier war ihr gut genug. Eines Tages hieb es — es mögen wohl schon an fünf Jahre her sein — sie habe sich mit des Sägemüllers Vincenz von drüben heimlich verlobt.“

„Mit dem traurigen Gesicht?“

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Damals war es noch nicht so traurig. Da konnte der Vincenz noch laut auflachen. Ich hab' ihn so manchmal hier gesehen und immer meine Freud' an dem hübschen, waderen Menschen gehabt. Er hätte sie glücklich gemacht, denn er meinte es ehrlich mit der Bärbel. Aber in der Bärbel war das Blut ihrer Mutter. Eines Sonntags, als der Vincenz wieder herüberkam, da war sie verschwinden, mit einem Sommergast, der in der Forstlei gewohnt hatte, in die Welt gegangen. Sie betrog ihn und ward dann selbst betrogen. Alles rächt sich, alles. Nach einem halben Jahr war sie wieder da, nichts brachte sie mit als die Schand! Späterhin, als das Kind da war, muß sie sich wohl in aller Noth an den Vincenz gewandt haben, oder er hat davon gehört. Er war edel genug und ließ sie nicht verhungern. Aber herübergekommen ist er nicht mehr, niemals mehr zu ihr. Nur gestern hat er vor ihr gestanden, als sie im Hain lag, kalt und blaß. Da hat er sich umgewandt dann und geschluckt wie ein Kind. Es ist ein guter Mensch, viel zu gut für die meisten Weibsleut. Das hat sich auch die Bärbel wohl gesagt. An der hat die Neue und der Gram gefressen und da hat sie's gethan, was der Mensch nicht thun soll.“

„Da kommt der Vincenz wohl morgen wieder?“ fragte Lore.

„Nein, der kommt nicht mehr herüber. Er hat ein gutes Stück Geld hier zurückgelassen, damit alles hübsch gemacht wird, freilich ganz still. Das ist so Sitte.“

Der Alte schwieg und sah auf einmal dem am Zaun stehenden Mädchen schärfer ins Gesicht.

„Sonderbar, sonderbar!“ sagte er, langsam den Kopf schüttelnd, „Je mehr ich Euch anschau, umso mehr staun' ich über die Ähnlichkeit mit der Bärbel. Nur seid Ihr wohl etwas sanfter, auch das Aug' ist nicht so fahrig und flackernd wie bei der Bärbel. Seht, ich habe nun schon Hunderten die letzte Wohnung ausgeschauelt, aber es ist wie in der Natur, wie mit den Pflanzen. Die einen welken ab und sterben und dann kommen andere, damit es draußen nicht leer werde. Die Rose von heute sieht aus wie die, welche wir gestern gebrochen. Gott meint's gut, das ist genöth, und er ist gerecht. Ja, ja! — Aber die Arbeit drängt!“ Er nickte grüßend und begann dann aufs Neue auszuschaufeln.

Auf dem rothigen Gesicht der Lore lag ein tiefer Ernst, als sie jetzt langsam durch die Buchen hin die Bergwand emporklimmte.

„Also das hat ihm am Gemüth genagt all die Jahre,“ murmelte sie für sich hin. „Er trauerte um ein verlorenes Glück, und als ein wunderbarer Zufall mich ihm zuführte, da ward es wieder hell in ihm und er begann auf's Neue zu hoffen. Armer Vincenz! Wie habe ich dich verpöthet und zurückgewiesen, ohne zu wissen, was ich damit thue. Aber noch ist ja Zeit, manches wieder gut zu machen. Und ich will es thun.“

Lore begann plötzlich eiliger vorwärts zu drängen, als Hinge alles von den nächsten Minuten ab.

„Trinitätsfest!“ sagte sie nach einer kleinen Pause. „Vielleicht war es wirklich eine Fügung, daß ich gerade heute an dem Kirchhof vorbeigehen mußte! Vielleicht ist's auch für mich heute ein goldener Sonntag!“ Sie dachte an die Glückblume droben am Wege und wieder beschleunigte sie ihre Schritte.

Es dämmerte bereits etwas unter den Bäumen, als sie nun über den Rücken des Berges ging. In Duft gefüllt lag die Ferne; aus den Walbschluchten zog es in leichten Schleiern herauf, da und dort hüllte noch ein letzter Blutstreißen der scheinenden Sonne über die still in den Abend aufragenden Wipfel und Bergspitzen, und aus der Tiefe hallte jetzt eine Dorf- glocke herauf.

Lore hielt jetzt etwas an und begann langsamer zu gehen, die Blicke suchend von hüben nach drüben sendend. Nur einmal stieß sie einen leisen Schrei aus. Sie hatte gefunden, wonach sie emsig gepöth bis jetzt. Dort lag der bemooste Felsblock und unweit davon leuchtete ihr die Glückblume entgegen.

„Daß du doch all' mich gewartet?“ rief sie fröhlich aus. „D,

das ist schön! Und nun will ich dich brechen und das Glück dann festhalten, wenn es mir sollte bescheert sein.“

Sie bückte sich nieder, um mit zitternden Händen die geheimnißvolle Blume zu pflücken. Ein leises lechtes Rauichen zog durch den Wald. Sie erschauerte leicht, dann brach sie kurz entschlossen die bunte Blume.

In diesem Augenblicke war es ihr, als zwänge eine magnetische Kraft sie aufzublicken. Sie that es, und abermals hätte sie beinahe einen Schrei gethan, halb des Schreckens, halb der Freude. Drüben unter den Bäumen hatte sie die Gestalt des Vincenz erkannt. Er kam ihr entgegen. Sie raffte sich auf, die Blume wie einen schützenden Talisman vor sich haltend. Vincenz sah blaß und ernst aus, aber kein unfreudlicher Zug flog über sein Antlitz, als er Lore jetzt gegenüberstand.

Er grüßte sanft und sagte:

„So spät noch allein im Walde? Die Nacht kommt bald.“

„'s ist meine Schuld, Vincenz! Ich war drüben im Thal!“

Vincenz zuckte fast unmerklich zusammen und antwortete nichts.

„Sieh hier, Vincenz, was ich habe! Eine Glückblume, gepflückt am goldenen Sonntage.“ Er nickte schwermüthig. Lore fuhr fort: „Heute morgen, Vincenz, da habe ich etwas gethan, was ich jetzt bereue. Du warst mir gewiß sehr böie.“

Vincenz schüttelte den Kopf.

„Böie war ich dir nie. Ich wollte und konnte es dir nicht sein. Wen das Schicksal einmal ernst anfaßt, der verzeiht gern und leicht, wo nur Uebermuth ein wenig fehlt.“

Lore sah ihn dankbar an.

„Siehst du,“ sprach sie, „heute morgen nahm ich deine Glückblume nicht an. Ich betrübte dich. Ich will es gut machen. Nimm diese Blume mit, trag' dir das Glück ins Haus.“

„Das Glück?“ Er lächelte bitter. „Das Glück geht nicht mehr über meine Schwelle. Behalte sie, Lore, und möchte dir immer treu bleiben, was mich für immer verließ.“

Sie hob den Kopf hoch und sah ihn voll und strahlend an, daß ihm unwillkürlich unter diesen Blicken das Herz höher schlug.

„Vincenz!“ sagte sie und ihre Stimme hatte eine seltene Weichheit in diesem Augenblicke. „wilst du das Glück nicht hier dir mit fortnehmen, dann hole es morgen in unserem Hause. Ich nehme die Blume mit. Bist du das zurieben?“

Er schien seinen Ohren wohl zuerst nicht zu trauen. Dann aber kam über ihn eine gewisse Erleuchtung. Ein Glanz unendlicher Seligkeit schimmerte auf seinem Antlitz herauf. Er tastete nach ihrer Hand, die sie ihm nicht entzog.

„Lore!“ haßete er endlich heraus, „verstehe ich recht — du könntest wirklich — es ist ja nicht möglich — nicht möglich —“

„Doch — doch, Vincenz! Bergst du doch nicht, es ist ja heute der goldene Sonntag. Wenn du nicht glaubst, zerfließt all der Zauber wieder.“

„Ich möcht's ja gern glauben, Lore! Darf ich's denn wirklich!“

Sie antwortete nichts mehr. Sie lächelte nur und ein aufsteigendes Roth spielte ihr über Schläfe und Hals. Sie nickte und wandte sich halb ab.

„Lore! Also ich darf morgen kommen?“

„Ja, ja!“

„Und — du siebst mich?“

„Das — das will ich dir morgen sagen, wenn du die Blume dir holst!“ Sie riß sich los. „Leb' wohl, Vincenz! Auf morgen!“ Sie eilte waldeinwärts, so rasch sie die Füße trugen.

„Auf morgen!“ wiederholte Vincenz, der noch immer wie verzaubert auf derselben Stelle stand. „Auf morgen! O mein Gott, noch kann ich's kaum fassen. Nun kommt doch noch das Glück zu mir.“

Unten mitten auf einer sanft abfallenden Bergmatte hielt Lore für einen Augenblick athemischöpfend an. Sie trug die Blume noch immer in der Rechten und beschaute sie strahlenden Antlitzes. Und nun hielt sie dieselbe hoch wie ein Siegespanier. Sie stieß einen Jubel aus, den das Echo der Berge hallend wiedergab. Dann, die Blume fröhlich vor sich her schwenkend, eilte sie über die Wiege hinab in das Dorf. Alles war jauchzende Freude an ihr. Sie wußte, daß sie heute das Glück mit nach Hause brachte.

Das Trinitätsfest hatte mit seinem heilkräftigen Zauber nun auch ihr Herz gefangen und gewonnen, an dem übermüthigen Sonntagskinde ein holdes Wunder gethan.

Bunte Zeitung.

Der Sonderzug des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Benjamin Harrison, der in einem schlichten schwarzen Gehrocke stehende bürgerliche Kollege der mit goldenen Kronen, Scepter und Hermelinmänteln prangenden Monarchen der alten Welt, reist, so schreibt die „Köln. Bzg.“ in diesem Augenblicke im Rande umher in einem Sonderzuge von solchem Luxus,

daß der Selbstherrscher aller Reußen beim Anblicke desselben sicherlich ausrufen würde: Wäre ich nicht Alexander III., so möchte ich Benjamin Harrison sein! Fünf Salonwagen, funkelneue Meißner Porzellan des großen Bullmann, rollen majestätisch über 9000 Meilen blinkender Stahlschienen dahin, als „The Presidential Special“, wie die Aufschrift auf dem ersten der fünf Wagen in großen goldenen Lettern sagt. Sorgen, wie sie der gewöhnliche Monarch auf Reisen um Frühstück und Mittagessen

hat, braucht der mit seiner Familie reisende offizielle Cincinnatus nicht zu haben. Er führt Küche und Koch, Keller und Kellermeister mit sich, und wenn ein unternehmender Wirt im Westen oder Süden der Republik darauf spekuliert hat, wie dies dann und wann im „alten Lande“ geschieht, dem Landesvater 500 Dollars für ein mit 50 gut bezahltes Diner anzurechnen, so hat in diesem Falle der Wirt die Rechnung ohne den Gast gemacht, denn Herr Harrison braucht auf der ganzen sechsmonatlichen Tour nicht einmal eine Cigarre zu kaufen. Die Kosten dieser Bahscampagne auf Häbern betragen 185,000 Dollars und das Schönste dabei ist, daß Herr Harrison dabon „seinen roten Cent“ zu bezahlen hat. Er cripart sogar über 6000 Dollars von seinem Jahresgehalt von 50,000, die er ausgegeben hätte, wenn er während der sechs Wochen im Weißen Hause geblieben wäre. Der oberste Beamte der Republik reist nämlich als Gast der Pennsylvania-Eisenbahngesellschaft, die sich auf den Nummel versteht und ganz genau weiß, was sie dem Haupte der den Monopolisten freundlich gesinnten republikanischen Partei schuldig ist. Ihr seines Verständniß der politischen Bedeutung der Reise des Präsidenten geht sogar soweit, daß sie einen der erwähnten fünf Salonwagen mit einer Rednertribüne versehen ließ. Diese besteht aus einer 7 Fuß langen, 9 Fuß breiten, mit prächtigen Sitteln aus Messing und Bronze abgeschlossenen, gedeckten Plattform, auf welche der Präsident bloß hinauszutreten braucht, um auf die auf Bahnhöfen versammelten Massen einen speech loszulassen. Um diesen Reden die entsprechende Verbreitung zu geben, fahren drei Journalisten mit dem Präsidenten. Jeder derselben vertritt eine der drei Gesellschaften, welche die Zeitungen des ganzen Landes mit Depeschen versehen. Die Einrichtung des „Presidential Special“ ist, wie sich von selbst versteht, ein wahres Muster dessen, was der in diesem Punkte sehr verwöhnte Amerikaner als Comfort ansieht. Das erste der fünf Meisterwerke Bullmanns, der „Azlan“, enthält die Dynamomachine, welche den ganzen Zug elektrisch erleuchtet und die rotierenden Fächer in Bewegung setzt, die in den Salons Kühle zu verbreiten haben. Derselbe Wagen enthält die Koffer der Reisenden und allerlei Vorräthe. Der übrige Raum des Wagens ist als Rauchsalon eingerichtet. Stühle und Sopha sind mit olivenfarbigem Nüsch überzogen. Bücherkasten und Schreibtisch sind aus edlen Hölzern, die ersteren mit einer Auswahl moderner Literatur versehen. In demselben Wagen haucht auch der Barbier, dem es nebenbei obliegt, für die Reisenden zu jeder Zeit ein Bad in Bereitschaft zu halten. Nach diesem ersten folgt der Speisewagen, der „Coronado“ genannt. Die Tische sind aus Eichenholz, die Vorhänge grüner Nüsch, die Sitze mit pergäurtem Stoff überzogen. Mit dem Silberzeug, das der „Coronado“ enthält, könnte man einen Gasthof ausstatten. Derselbe Wagen enthält die Küche und einen mit einer Anzahl seiner Weinorten ausgestatteten Keller, der unter der unmittelbaren Aufsicht des „Steward“ steht. Der nächste Wagen, der mittelfste des Zuges, führt den Namen „New Zealand“. Hier wohnt und schläft der Präsident mit seiner Familie. Die Möbel sind blauer Nüsch, die Vorhänge braun, das Schlagemach des Präsidenten „so reizend eingerichtet wie ein Brauergemach in einem neuem Hotel“, wie ein begeistertster Berichterstatter medelt. Das Holzwerk ist weiß lackirt und mit Gold verziert, der Nüsch ist terracottafarben. Der vierte Wagen, der „Ideal“, ist in sechs Salons getheilt, jeder mit dem denkbar größten Luxus ausgeschmückt. Der fünfte und letzte Wagen, „Vacuna“ genannt, dient als Bibliothek und Beobachtungswagen — library and observation car. Derselbe enthält sechs Salons in blauem Nüsch und einen großen Salon mit 16 Lehnsesseln, in denen man in der denkbar bequemsten Weise Land und Leute studiren kann, da die Seitenwände des Wagens fast ganz aus starken Platten des reinsten Spiegelglases bestehen. An diesen Wagen schließt sich die oben beschriebene Rednertribüne. Für die Benutzung seiner Wagen berechnet Bullmann der Pennsylvania-Eisenbahngesellschaft täglich 45 Dollars für den Wagen. Da nur der kleinste Theil der Reise auf den Geleisen dieser Bahngesellschaft gemacht wird, so hat dieselbe den Bahnen, deren Geleise sie leihweise benutzt, die üblichen Gebühren zu entrichten. Rechnet man dazu die fürsichtige Verpflegung der Reisenden, so erklärt sich die Höhe der für den Ausflug berechneten Auslagen, von denen Kenner versichern, daß sie mit 185,000 Dollars sehr bescheiden bemessen seien.

* Tsuang-Tien war ein weiser und guter Mann in China. Er liebte es, einsame Spaziergänge zu machen, und als er dabei eines Tages längs der grünen Hänge des Berges Nam-Hoa einherwanderte, gelangte er an einen großen Kirchhof, auf welchem die Todten nach der Sitte des Landes unter Hügeln von festgestampftem Lehm ruhten. Beim Anblick der unzähligen Grabhügel dachte der Weise über das menschliche Schicksal nach und sprach zu sich selbst: „Dies also ist der Strom, in welchen alle Hänge des Lebens münden! Wenn einmal das Licht erloschen ist, der muß hier ewig in der Finsterniß ruhen!“ Denn die Chinesen glauben nicht an die Unsterblichkeit der Seele und die Auferstehung. Während er so von einem Hügel zum andern schritt, erblickte er plötzlich eine junge und schöne Frau,

welche in ein langes weißes Trauergewand gehüllt war. Sie, saß neben einem Grabe und sädelte diesem unaufhörlich Luft zu. Neugierig, den Grund eines so seltsamen Thuns zu erfahren, grüßte Tsuang-Tien die Dame höflich und sagte: „Darf ich wissen, o Schöne, wer unter diesem Hügel ruht und warum Ihr dem Grabe sädelst? Ich bin ein Philosoph, der gern allen Dingen auf den Grund geht und Euer Thun ist mir räthselhaft.“ Allein die Dame erwiderte nur, wandte den Kopf ab, ohne zu antworten und fuhr fort zu sädeln. Er wiederholte seine Frage aber mit denselben Erfolg: die Dame schwieg und sädelte nur um so eifriger. Wismuthig, weil er seinen Wissensdurst nicht stillen konnte, enterte sich Tsuang-Tien. Kaum aber hatte er einige Schritte zurückgelegt, so trat eine Alte auf ihn zu, zog ihn in den Schatten eines Baumes und sagte: „Ich bin die Dienerin jener Dame und habe bemerkt, daß Ihr sie vergeblich um ihr sonderbares Thun befragt habt. Gebt mir so viel Geld, daß ich mit von den Priestern ein Zauberpapier kaufen kann, welches mein Leben um zehn Jahre verlängert, und ich will Eure Neugier befriedigen.“ — Tsuang-Tien gab ihr das verlangte und die Alte fuhr fort: „Die Dame, die Ihr an dem frischen Grabe seht, ist die Frau Lu, die Wittve des Gelehrten Tao, der vor vierzehn Tagen starb, und jenes Grab ist das seinige. Als er seinen Tod herannahen fühlte, rief er seine Gattin, die er zärtlich liebte und die auch ihn während seiner Krankheit keinen Augenblick verlassen hatte und jetzt weinend neben seinem Lager stand. „Weine nicht, mein Weib,“ sagte er, „denn du bist jung und schön und wirst Trost finden.“ Allein Lu widersprach ihm und schwur, sie würde ihn nicht überleben.“ „Schwöre nicht,“ entgegnete er, „was du nicht halten kannst!“ — „Nun, so laß mich wenigstens schwören,“ rief Lu schmerzzerfüllt aus, „daß ich nie die Gattin eines Anderen werde!“ „Auch dies sollst du nicht schwören!“ wiederholte Tao. „Lieber Mann, aber auf fünf Jahre will ich sicher schwören!“ „Schwöre nicht,“ beharrte Tao, „sondern versprich mir nur, mich so lange nicht zu vergessen, bis die Erde über meinem Grabe trocken geworden ist!“ Dies befeuerte Lu feierlich, und der gute Tao schloß befriedigt seine Augen für immer. Die Verzweilung der Wittve war grenzenlos. Dies ging dem jungen Li-Tsu, einem Schüler Tao's, so zu Herzen, daß er alle Mittel aufbot, die arme Lu zu trösten. Er sprach viel mit ihr von dem theuren Todten, noch mehr aber von sich selbst und wie es ihm lieb sein würde, sie wieder fröhlich zu sehen. Dann ging er fort und versprach, in einigen Tagen wieder zu kommen. Die Zeit, bis dies geschähe, benutzte Lu, um die Erde des Grabes trocken zu machen, denn sie erwartet jeden Augenblick die Rückkehr Li-Tsu's; sie ist eine ehrenhafte Frau und will ihrem Manne das Gelübde nicht brechen.“ So sprach die Alte. Nachdenklich ging Tsuang-Tien von dannen, indes er hinter sich den Fächer der Wittve rauschen hörte.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Meister Manolo, das Trauerspiel der Königin von Rumänien (Carmen Sylva), wurde bei seiner jüngsten Ausführung im Burgtheater zu Wien im dritten und vierten Akte unter Mißfallsbezeugungen des Publikums lebhaft abgelehnt. Bei der Einmauerungs-Szene der Gattin des Baumeisters Manolo wurde gelächelt. Ein Theil des Publikums verließ das Haus.

— Die künstliche Darstellung des Chinins soll nach einer Mittheilung des Lancet den pariser Chemikern Grimoux und Arnau gelungen sein. Die Synthese des Chinins ist seit langem ein frommer Wunsch der Chemiker, da ein künstliches Chinin einen reich blühenden Industriezweig bilden würde, jetzt allerdings kaum noch in dem Maße als früher, wo das Chinin wohl das meist gebrauchte aller Arzneimittel war. Die im letzten Jahrzehnt entdeckten fiebereidrigenden Mittel wie das Antipyrin, Antifebrin, Benacetin u. dgl., die sammt und sonders auch künstlich dargestellt worden sind, haben den Anwendungskreis des Chinins sehr eingengt; dennoch ist es noch immer eines der wenigen spezifischen Heilmittel, nämlich dem Wechselfieber gegenüber, und zu besserer Verstärkung unentbehrlich. Die genannten französischen Chemiker sollen auf folgende Weise zum Ziele gelangt sein: sie haben in dem Strauch einer in Brasilien einheimischen Pflanze, der *Remigia pedunculata*, ein von ihnen mit dem Namen „Cuprein“ belegtes Alkaloid entdeckt, durch dessen Behandlung mit Natrium sie eine Methylchloridverbindung dargestellt haben, welche in ihren chemischen Reaktionen wie in ihren physiologischen Wirkungen mit denen des natürlichen Chinins vollkommen identisch sein soll. Ob dem wirklich so ist, bleibt abzuwarten.

* Die nationale Einigung der Deutschen, die Entwickelung und die Aufgaben des Reiches. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Briot), 1891.